

Für die



Jugend

Hakadas erstes Opfer

Eine wahre Indianergeschichte

Hakada, kawa koma.“ Klang es aus dem großen Zelt, das mitten im Indianerlager lag. Aus dem Wald lief ein Knabe herbei. Wie alle kleinen Stour hielt er einen buntemaltem Bogen und Pfeile in der Hand, am Gürtel hing seine Jagdbeute, zwei Eichhörnchen, und ein prächtiger kleiner Hund umsprang ihn fröhlich klaffend.

Hinter der aufgeschlagenen Decke am Eingang des Zeltes sahen zwei Frauen, Untschida (Großmütterchen), die Erzieherin des mutterlosen Kindes und eine Freundin Natschwin. Sie war eingeladen, bei dem ersten Opfer zu helfen, daß der Knabe Hakada dem großen Geheimnis darbringen sollte.



Aus dem Walde lief ein Knabe herbei

Der Knabe trat ins Zelt. Obitifa, der Hund, folgte ihm auf den Fersen. Er trug den Schwanz freilich aufrecht, als wäre er stolz darauf, was sein kleiner Herr und er für tüchtige Jäger seien.

„Seh Dich,“ sagte Untschida ernst, „und hör an, was ich Dir zu sagen habe. Bald wirst Du ein Mann sein. Sieh die Beute, welche Du bringst, nicht lange dauert es, so überläßt Du mich und wirst ein Krieger. Auszeichnen sollst Du Dich und der Stolz Deines Stammes sein. Eifere Deinem Vater und Großvater nach, die viele Feste gaben. Ein armer Jäger kann keine Feste geben. Denkst

Du an die Geschichte von dem reichen Mann, der vierzig Feste in zwölf Monaten gab? Daß Du den Krieger vergessen, der den Willen des großen Geheimnisses erkundete? Heute sollst Du dem großen Geheimnis Dein erstes Opfer bringen. Du mußt etwas geben, das Dir gehört — etwas, was Dir am allerliebsten ist, denn es soll ein wirkliches Opfer sein.“

Hakada war verwirrt von der Heftigkeit ihrer Rede. Er war nicht selbstsüchtig, aber er wußte nicht recht, was er anbieten dürfe. War es auf seinen Schmuck und seine Spielzeugen abgesehen? So antwortete er langsam:

„Ich könnte meinen besten Bogen geben, und die Pfeile und alle Farben, die ich habe, und — und meine Bärenbalzfette.“

„Ist das das Beste, was Du hast?“ fragte Untschida.

„Bogen und Pfeile nicht, aber Farben sind schwer zu haben, weil keine weißen Männer in der Nähe sind. Und den Balzschmuck — so einen bekomme ich gewiß nicht leicht wieder. Doch ich will meinen Kovsuy aus Otternfell noch zulegen, wenn Du glaubst, daß das Andere nicht reicht.“

„Du hast das Beste vergessen, Hakada.“

Erkannt sah der Knabe sie an.

„Aber ich habe doch nichts weiter, Großmutter. Nur noch das schickige Pony, aber wird das große Geheimnis eine so teure Gabe fordern? Es hat drei Otternfelle und fünf Adlersfedern gefodert und ich habe versprochen, es zu behalten, wenn die Schwärzfüße es mir nicht fehlen.“

„Du mußt bedenken, Hakada, daß dieses Opfer für das Wesen bestimmt, das immer über Dir ist. Am Tage schaut sein Auge, die Sonne, auf Dich. Wenn Du schläfst, steht Dich der Mond. Es ist das Geheimnis aller Geheimnisse, das alles weiß und kennt. Du wirst erbitten, was es nur wenigen Menschen gewährt hat. Möchtest Du nicht ein ganz großer Jäger und Krieger werden?“

Da dachte der Knabe an seine Sehnsucht und die beiden Wünsche seines jungen Ehrgeizes und rief kühnlich:

„Alles, was ich habe, will ich dem großen Geheimnis geben. Wähle selbst, was ich opfern soll.“

Hätte sich Obitifa doch nur einmal bewegt, um die Aufmerksamkeit seines Herren auf sich zu lenken. Untschida wußte wohl, was ihm am liebsten war. Sein treuer Hund, sein Liebling und Jagdgefährte. Hakada und das Tier waren unzertrennlich.

Aber es war schwer, dem Kinde die große Forderung klarzumachen. Vorsichtig fuhr die Großmutter fort:

„Hakada, Du bist ein tapftrer kleiner Krieger, groß ist Dein Mut und Dein Herz ist stark. Du wirst Dich freuen, daß Du Dein Liebstes geben kannst. Darum mußt Du Obitifa opfern. Er ist mutig wie Du. Den Tod wird er nicht fürchten und Du sollst es wie ein Mann tragen, ihn zu verstecken. Hier find vier Farbbeutel und eine gefüllte Pfeife, wir wollen an den Ort gehen.“

Die letzten Sätze hörte Hakada schon nicht mehr. Einen Augenblick sah er unbeweglich, dann strömten ihm plötzlich die Tränen aus den schwarzen Augen. Aber Untschida sah ihn nur an, da erinnerte er sich des Wortes: Tränen für Weiber, den Kriegsruf für Männer, wenn ihnen das Dera schwer ist: tapftrer schludte er seinen Kummer herunter.

„Muß mein Mut er sterben, so will ich ihm die Schwänze von den beiden Eichhörnchen um den Hals binden, damit das große Geheimnis sieht, was er für ein Jäger war. Und ich will ihn selbst bemalen.“

Da liehen ihn die Frauen allein.

Jeder Indianerknabe weiß, daß ein Krieger den Grabesang anstimmt, wenn er in den Tod geht. Hakada hielt seinen Obitifa für einen Kämpfer, der furchtlos starb. Fest umschlang er seinen Hals und stimmte den Totengesang für ihn an. Dann flüsterte er ihm ins Ohr: „Sei tapftrer, Obitifa. Ich will an dich denken, wenn ich zum ersten Mal in das Ojibwaerland in den Krieg gehe.“

Vor dem Zelt wurden Stimmen laut und der Knabe griff schnell zu den Farben. Rot und schwarz bemalte sich der Krieger, der vom Leben Abschied nahm. Hakada gebrauchte die Farben verschwenderisch. Dann hing er ihm die Eichhornschwänze und einen Vogelflügel von der Morgenbeute um den Hals.

Plötzlich dachte er daran, daß ein Krieger für die abgeschiedenen Gefährten Trauer anlegt. Er löste seine schwarzen Flechten, zerstampfte eine ausgebrannte Kohle, oerrieb sie mit Bärenfett und bestrich sein Gesicht.

Inzwischen wußte Untschida durch einen Spalt im Zelt und zerfloß vor Mitleid. Aber sie ließ es nicht merken, vielmehr: verhärtete sie sich besonders, und als Hakada jetzt mit dem bemalten Obitifa vor das Zelt trat und sein Gesicht der Trauer zeigte, sagte sie:

„Nicht so, kleiner Held, wie darfst Du um ein Opfer trauern? Wasch Dein Antlitz und laß uns gehen.“

Und Hakada geborachte. Tapftrer lächelnd wuschte er den Ruß ab, tapftrer lächelnd übergab er seinen Liebling an Natschwin und folgte aufrecht der voranschreitenden Großmutter.

Auf einem kaum sichtbaren Fußpfad flogen sie abwärts, vor den Eingang einer Höhle, die hoch über dem Wasser im Felsen lag.

„Hier ist das Haus des großen Geistes,“ dachte Hakada und die Schauer der Ehrfurcht liehen ihn seinen Kummer vergehen.

Bald darauf stieg Natschwin die Stufen hinab. Dann standen Großmutter und Enkel eine Weile schweigend, bis Untschida tief aufseufzte und zu dem großen Geheimnis betete: „Großes Geheimnis, wir hören Deine Stimme im Rauschen des Wassers, wir hören Dein Flüstern in den Eichen zu unseren Häupten. Dein Atem erfrischt unsere Geister in der Höhle. Hör unser Gebet und sieh das Opfer an. Behüte diesen Knaben und nimm ihn in Deinen Schutz. Seinen Vater und Großvater hast Du zu großen Kriegern und Jägern gemacht, tue mit ihm desgleichen.“

Hakada hatte sein erstes Opfer vollendet.



Schakelstein des Wissens

Bienen tragen Meldungen

Wer mag zum erstenmal auf die Idee gekommen sein, den guten Ortsinn der Tauben auszunutzen, um sie als Nachrichtenübermittler zu gebrauchen? Es ist uns zur Selbst-



verständlichkeit geworden, daß Volkzeit und Reichswehr mit Brieftauben ausgerüstet sind, und wir wissen, daß die Tiere schon im Weltkrieg gute Dienste geleistet haben. Später hörte man dann berichten, daß die flugen Amerikaner im Kriege auch Brieftauben benutzt hätten, und zwar sollte die Nachricht auf die präparierten Bienenflügel photographisch übertragen worden sein. Aber man darf wohl annehmen, daß diese Bienen „Enten“ waren. — Sicher ist dagegen, daß ein Zimter aus Treptow bei Berlin Versuche gemacht hat, die Bienen ebenso wie die Tauben als Meldegänger zu benutzen. Er bestete ihnen mit ein klein wenig Klebstoff einen feinen Papierstreifen auf den Rücken, während sie hingebend an einem Tropfen Honig naschten und also nichts von der kleinen Belästigung merkten. Und die Tierchen brachten auch wirklich den Streifen zu ihrem Stod. — Nur einen Nachteil hat dieses neue Meldewesen: die Bienen fliegen nur bei schönem Wetter. Von Bedeutung ist die Beobachtung, daß die kleinen zarten Arbeitsbienen zu dieser neuen Dienstleistung viel geeigneter waren, als die dicken und starken Drohnen. — Uebrigens steht dieser Treptower Zimter nicht allein mit seiner Bienenzucht in Berlin. Die Reichshauptstadt ist auch eine Großstadt in bezug auf die sie bevölkernden Bienen. 3768 Bölker in 492 Zimtereien leben hier, von den kleinen Züchtereien ganz abgesehen. Sie sind alle vorsichtlich gemeldet, und die Feuerwehr, das „Mädchen für alles“, muß oft genug helfend eingreifen, wenn sich ein Schwarm verfliegen hat. Dann stoßt plötzlich der Verkehr der Großstadt — wegen eines Bienenschwarms.

Eine Uhr geht seit vierhundert Jahren falsch

Das ist in Görlitz die Uhr der früheren Franziskanerkirche, heute Dreifaltigkeitskirche am Obermarkt, deren schlanke Turm im Volksmund der Mönch genannt wird.



Wer sich als ahnungslöser „Auswärtiger“ nach ihr richten will, wird von den Görlitzern ausgelacht, denn seit über vierhundert Jahren geht sie sieben Minuten vor. Und wie das kam, das erzählt man so: „1527 war's, da hatten die Tuchmacher eine Verschwörung beschlossen gegen die ehrsamten Herren vom Rat der Stadt Görlitz. Wollten sie überfallen und käglichen niedermegeln. Aber den einen der Beteiligten biß der Gewissenswurm, und er stieg die vielen Stufen hinauf auf den Mönch und drehte die Uhr sieben Minuten vor. Denn nach ihr richteten sich die Ratsherren in ihren Sitzungen. So kam es, daß auf dem Rathaus am Tag des Ueberfalls sieben Minuten früher Schluß gemacht wurde, und die biederen Ratsmänner schon am Mittagstisch saßen, als die bösen Verschwörer anrückten. Diese standen sehr verdutzt vor den leeren Räumen. Die Gasse, durch die sie kamen, heißt heute noch die Verrätergasse und über der Tür, durch die sie einfielen, hat der Rat einmeißeln lassen D. R. T., das heißt der verräterischen Rotte Tür. Die Uhr aber lassen sie seitdem vorgehen zur Erinnerung an die damalige Errettung.“ Und der Chronist vermerkt dazu, daß die Verschwörung der Tuchmacher eine geschichtliche Tatsache ist, die Errettung der Ratsherren durch die vorgefallene Uhr aber wohl nur eine hübsche Sage.

Deutsches Land und seine Namen

Wer weiß, was der Name seiner Heimat, der Landschaft, der Stadt, des Flusses ihm sagen will? Wie oft spricht man sie aus und denkt sich beim Klang des Wortes nicht das geringste. Da ist der Rhein. Das ist eigentlich kein Name, sondern bedeutet schlechtbin „Fluß“. Das Wort bildet sich aus dem althochdeutschen „rinnan“, wäter „rinnen“, also fliegen. Ebenso ist es bei Donau und Elbe. Die Kelten, die die Ufer der Donau einst bewohnten, nannten sie „danoba“, das heißt „gewaltiger Strom“. Die Germanen formten das Wort um in „donauwe“, woraus dann „Donau“ wurde. Elbe führt man auf das altnordische „el“ zurück, noch heute die Vokabel für Fluß im Schwedischen. Auch das Livdische Land hat seinen Namen nur nach einem „Gerinnel“. Livpe ins Neuhochdeutsche übersezt heißt nämlich „Gerinnel“. — Da sind die deutschen Gebirge. Mit den Alpen haben wir Schwierigkeiten. Man will das keltische „al“=hoch oder „alb“=weiß in ihrem Namen wiederfinden. „Dart“ ist die alte Form für Bergwald, in Haardt klar erhalten. Aber auch der Harz ist eine Weiterbildung aus dem gleichen Stamm. Im Speßart steht er ebenfalls, der „Speßhart“ ist der Spechtswald. Wälder wie Schwarzwald, Erz- und Culengebirge sind einhellig klar. Der Sunstrüd erinnert an schwere Zeiten, als der Sonnenzug plündernd und raubend über diesen Bergland zog. Der Odenwald, der recht banal bisweilen als Oder Wald bedeutet wird, könnte auf „Wald des Odo“ zurückführen, zumal er im frühen Mittelalter als „Ottenevalt“ auftaucht. Doch auch „Edinswald“ sieht man in seinem Namen. Interessant ist die Ausdeutung des Malchenbus oder Melchobus. Bud ist nicht weiter als Bergrücken (Ragenbusel, Bäckerberg). Der Stamm „mal“ kommt jedoch wohl aus dem althochdeutschen „mahallan“=sprechen, „mahal“ war die Stätte, wo Recht gesprochen wurde, die damit zugleich Freistadt war (daher heute noch „Mal“ im Greifenspiel der Kinder). Man darf also wohl annehmen, daß auf dem Malchenberg in vergangenen Zeiten eine Thingstätte lag.



Nur ein ganzer Soldat konnte dies Wort dragen, einer, der zu handeln weiß und weiß, wofür er kämpft. Das war Georg von Frundsberg, „der Vater der Landsknechte.“ — Weit war er seiner Zeit voraus, als Deutscher fühlte er sich dem ganzen Volke verbunden. Als er mit dreiunddreißig Jahren an den Hof Kaiser Maximilians befohlen wurde, um eine Feldordnung für die deutschen Söldner auszuarbeiten, setzte er ein Verbot durch, nach dem deutsche Männer nicht mehr in auswärtigen Heeren Dienst tun durften. Was das zur Zeit der Söldnerheere, die immer dem dienten, dessen Lohn am höchsten und sichersten war, bedeutete, ist heute kaum mehr zu ermessen. Unerbittlich verlieh er seinem Gebot Nachdruck: als er gegen fünffache Uebermacht der Venetianer die Festung Reutelsstein stürmte, und in ihr sechshundert Deutsche fand, ließ er sie rücksichtslos zusammenhauen. Seine deutschen Landsleute sollten lernen, daß das Verrat am eigenen Lande sei. — Sein liebes Vaterland zu schützen, baut er sich selbst eine Truppe auf. In den Kämpfen der Schweizer Bauern gegen die Ritterheere hat er die neuen Formen des Kampfes gründlich kennen gelernt. Nun erzieht er sich die Landsknechte. Seine Kotten plündern nicht, sie bleiben zusammen, auch wenn der Lohn einmal ausbleibt. Aber er verpfändet auch seine letzte goldene Kette für ihren Unterhalt. Im Kampf ist er mitten unter ihnen, in gleicher Tracht, den schweren Zweihänder schwingend, schlägt er sich mit ihnen durch. — So dient er dem Deutschen Reich unter zwei Kaisern, zwanzig Jahre lang hindurch, schlägt fünfunddreißig Schlachten.

Viel Feind — viel Ehr'

Nur ein ganzer Soldat konnte dies Wort dragen, einer, der zu handeln weiß und weiß, wofür er kämpft. Das war Georg von Frundsberg, „der Vater der Landsknechte.“



Wie er sich die Landsknechte. Seine Kotten plündern nicht, sie bleiben zusammen, auch wenn der Lohn einmal ausbleibt. Aber er verpfändet auch seine letzte goldene Kette für ihren Unterhalt. Im Kampf ist er mitten unter ihnen, in gleicher Tracht, den schweren Zweihänder schwingend, schlägt er sich mit ihnen durch. — So dient er dem Deutschen Reich unter zwei Kaisern, zwanzig Jahre lang hindurch, schlägt fünfunddreißig Schlachten.

Im Wassertropfen

Wenn man zum erstenmal einen Einblick in die unbekannten Welten tut, welche Erdboden, Luft und Wasser befehen, ohne von uns mit dem bloßen Auge wahrgenommen werden zu können, so erlebt man eine Ueberraschung.

Was nämlich in einem Wassertropfen unter dem Vergrößerungsglas am meisten Eindruck macht, das ist zunächst einmal die ungeheure Kleinheit aller ihr zugehörigen Lebewesen, sodann aber auch deren Unzahl und deren uns zum Teil recht seltsam erscheinende Lebensgewohnheiten.

Versuchen wir nun einmal, einen Blick in diese geheime Welt der kleinsten Wesen des Daseins zu tun. — Nehmen wir an, wir hätten vor uns einen Regenwassertropfen oder einen Tropfen aus einem Aufsatz von Wasser und Pfeffer oder Deu und brächten diesen unter ein Vergrößerungsglas und ständen eben im Begriff, über die sich darin als vorhanden erweisende Lebenswelt eine Generalmusterung abzugeben. Wir erblicken dann zunächst eine hellglänzende Wasserfläche und in ihr ein ungemein lebhaftes Gewimmel zahlloser, uns vordem unbekannter Formwesen: Stäbchenarten, Punktierchen, Spiralgestirbe, trompetenartige Gebilde, Glockentiere, Strahlen- und Muschelgeschöpfchen. Gewiß findet man nicht immer alle gleichzeitig in ein und demselben Tropfen Wasser.

Das Gewühl ist zunächst einmal so dicht und auf den ersten Blick so undurchdringlich, daß sich das Auge kaum zurecht zu finden, geschweige denn bewußt zu orientieren vermag. Es sind namentlich die dem Licht zugekehrten Seiten des plattgedrückten Wassertropfens, die ein besonders reiches Leben ihrer kleinen Tierwelt einwickeln. Hier ist der Drang nach Leben so groß, daß Körperchen an Körperchen gereiht steht, dicht an dicht. In den schattigen Tälern des Wassertropfens, die dem Licht also weniger zugekehrt sind als die hellen Randflächen des Wassers, bleibt es indessen ruhiger, öder und stiller, teilweise gänzlich leblos. Aber im Lichtfelde des Tropfens wird es dafür um so lebhafter. Dort schwimmt ein Tierchen in rastloser Geschäftigkeit hin und her. Dabei windet es seinen kleinen Körper in Schlin-



Die Kleintierwelt des Süßwassers unter dem Mikroskop

gen-, Weitschen- und Leiterformen und surrt mit tausend Fiederchen, die seinen Leib umgeben. Ursprünglich ergreift das kleine Wesen die Flucht. Ein Ungeheuer jagt hinter ihm her. Es ist eines der zahllosen Rädertierchen mit weitgeöffnetem Rachen voll blitzender Zähne, mit rosigelernen Augen voll ängstender Glut, und es trägt an Stelle der Ohren zwei rollende, rasende Räderchen, die wie eine tolle Maschine treiben und alles vernichten, was in ihr Bereich und in ihre Wirbelbewegung kommt.

Ob diese Räderchen ein wahrnehmbares Surren hervorbringen? Anscheinend ja! Denn es sieht so aus, als ob durch ihre Tätigkeit alle Tiere und Pflänzchen der nächsten und der nahen Umgebung blindlings in den Wirkungskreis dieses kleinen Radtieres gezogen würden. Unnützlich kürgen sie sich ihm entgegen und — verloren sind sie! Des Radtieres Maul ist ihr Grab. Die tausenden, laufenden Räderchen schufen den Strudel, der alles in seinen Bannkreis zwang, auch jenes arme Schwantentierchen, das unerwartet in das Radbereich kam. Aber — es ist erst halb verschlungen. Die zweite Hälfte wehrt und sträubt sich, zittert in heftiger Gegenwehr, reißt sich dadurch endlich los und — als wäre ihr nichts geschehen, so eilt diese zweite Hälfte davon und läßt in Sekunden ihr Körpermaß wieder wie vordem erneut erstehen.

In einem Tale des Wassertropfens steht auch ein dichter Wald. Mannigfach sind seine Baumriesen: haarfilzig, schleimig gestreckt, hohlstämmig, langgegliedert, gekraust, ge-

bunden, schraubenförmig, sterngestrahlt, buschartig, gezweigt, an jedem Ende ein spitzförmig auslaufendes kurzes Stielchen tragend, das ständig fein und durchsichtig bleibt. Dort schließen gerade neue Stämmchen empor und eine winzig kleine Wasserlinde die einen ganz solchen Wald auf ihrem Rücken trägt und mit sich fortbewegt, verzehrt in ihrem Langsamschritt Millionen dieser kleinen Bäumchen von einer Sekunde zur anderen. Auf einem der winzigen Baumriesen haßt auch eine grüngelbe Glockenblume. Aber die Blume hat einen Mund, tausend Zungen sind in ihm, beutelauernd, in ständiger Bewegung, wie sie zuvor schon an dem Rädertierchen beobachtet werden konnte. Wehe, wer dem Glücklein zu nahe kommt! Sein Rachen verschlingt alles in geringer Daß Alles, nur eines nicht. Denn soeben erbricht es etwas, anscheinend auch ein Lebewesen. Dies hat sich genau in dem gleichen Augenblick, in dem es der Rachen des Glockentieres aufnahm.

orglisch mit einem kleinen Panzer aus Kalk umhüllt und ist damit unverdaulich geworden. — Da sind sehr viele Gefellen, deren Körper durchsichtig sind wie Glas. Man kann sie „auf Herz und Nieren prüfen“ und alle Lebensvorgänge genau in ihnen beobachten. Dabei gewahrt dann man eben, daß auch in einem Wassertropfen wie in der ganzen weiten Welt festen Ruhe und Frieden herrschen.



Vergr. 80—300 fach



„Gene Sternschnuppe — — wünsch Dir wat, Emil!“
 „Ich wüsch, dat meine Frau nicht merkt, wenn ich nach Hause komme.“



„Ober — wo bleibt denn der Eierfuchser!“

Erprobt und bewährt!

Scheiben, ebenso Brillengläser, laufen nicht an, wenn man sie mit Glycerin einreibt, das mit Schmierseife vermischt ist. Nachher wusch man sie mit einem Lederläppchen leicht nach.

Kinderwagengardinen werden sehr schnell schmutzig. Es ist deshalb zum Waschen bequemer, wenn sie anknüpfbar sind. Die Druckknöpfe werden auf Leinenband genäht, an das die Gardinen angeheftet werden. Ein zweites Leinenband, das den anderen Teil der Druckknöpfe trägt, wird am Berdele befestigt.

Am Delaunay zu reinigen, bereitet man einen Brei aus geschälten und geriebenen rohen Kartoffeln, reibt ihn damit tüchtig ab und spült mit klarem Wasser nach. Selbst Delagemälde und Dinge mit empfindlichen Farben vertragen diese Behandlung.

Leichte Halsentzündungen beseitigt man durch Gurgeln mit Salzwasser. Auch wird Schnupfen durch öfteres Einziehen von lauwarmem Salzwasser in die Nase behoben.

Leberleide entfernt man durch zweimal tägliches Abreiben mit einer Zitronenscheibe und einem Bimsstein.

Zwiebelsäure kann man schälen, ohne daß die Augen tränen, wenn man sie während des Schädlens in Wasser taucht.

Vor dem Einnehmen von Rizinusöl oder Lebertran ist es ratsam, die Zunge mit einer Zitronenscheibe einzureiben. Auf diese Weise nimmt sich die Arznei ungleich leichter ein.

Teeflecke lassen sich leichter entfernen, wenn der Tee geküht war. Darum werfe man in die Teefanne stets ein Stückchen Zucker, ehe sie auf den Tisch gebracht wird.

Verseute Wäsche wird mit kaltem Wasser angefeuchtet, darauf bestreut man die verseuerten Stellen mit Salz und legt sie in die Sonne. Die gelblichen Flecke werden bald verschwunden sein.

Sparsamkeit in der Küche. Auf alle im Gebrauch befindlichen Kochtöpfe stelle man anstatt eines Deckels einen mit Wasser gefüllten Topf oder Kessel. Man erhält auf diese Weise ohne Extragabeverbrauch heißes Wasser zum Abwaschen.

Messer wusch man rascher blank, wenn sie warm sind. Man taucht sie deshalb vor dem Wusch in warmes Wasser und trocknet sie dann ab.

Durch langen Gebrauch schwarz gewordene Badbleche kocht man 1—2 Stunden in Sodawasser und scheuert sie dann mit Seifenlauge.

Kanariengläser müssen zur Beseitigung des Augenansatzes hin und wieder mit Salz und Essigessenz gereinigt und danach gut ausgefüllt werden.

Nicht indantoren gefärbte Stoffe dürfen nach dem Waschen nicht ausgewrungen werden. Spült man in Essigwasser nach, so behalten sie ihre Farbe.

Schmutzige Fingernägel bei grober Arbeit verbindet man, wenn man die Fingerspitzen vor dem Reinemachen in grüne Seife drückt, die sie gegen das Festsetzen von Schmutz schützt.

Gummi-Überziehschuhe die stumpf geworden sind, werden wieder glänzend, wenn man sie leicht mit Öl einreibt und nach einer Stunde mit einem trockenen Wollappen nachreibt. Dann müssen sie mit Glycerin eingeschmiert werden.

Kostige Schlittschuhe reibt man mit Petroleum ein und poliert nach einigen Stunden mit einem Wollappen nach. Ist der Schlittschuh dann noch nicht ganz fleckfrei, reibt man ihn mit Kalk oder ganz feinem Sandpapier ab. Vorsorge ist: Während der Nichtbenutzung einfetten.

Besen, Teppichbürsten etc., vor allem solche aus Haar, darf man nicht in der Nähe eines heißen Ofens aufbewahren. Zusammengedrückte Borsten frischt man auf, in dem man sie über kräftigen Wasserdampf hält.

Heiratsanzeigen



Ich hatte aus statistischen und anderen Gründen in einer großen Tageszeitung fünf verschiedene Heiratsinserate aufgegeben. Teils suchte ich eine Sportkameradin, teils eine wahre Herzensangelegenheit, teils eine mondäne Frau zu gemeinsamen Theaterbesuchen, eine Ehrlichgemeinde für das ganze Leben mit getrennter Rechnung und auch ganz offen eine Freundin mit modernen Ansichten für kurze frohe Stunden.

Unter den vielen eingelaufenen Briefen wählte ich drei Schreiben aus, von denen jedes auf ein anderes Inserat kam:

Schreiben eins:

„Sehr geehrter Herr! Sie suchen ein echtes, braves, sonnengebräuntes Sportmädchen mit frohem Herz und klarem Kopf. Seit frühester Jugend treibe ich Sport, spiele Tennis, stoße Fußball, laufe Ski, boje, schwimme, reite und bin auch sehr gut zu Fuß. Leider fehlt mir stets der geeignete Partner, der mir nichts weiter sein soll, als ein echter, treuer Sportkamerad. Wenn Sie dasselbe suchen und es mit mir versuchen wollen, bin ich gern bereit anzutreten. Mit frohem Sportgruß...“

Schreiben zwei:

„Lieber Herr! Soll das eine Fügung des Himmels sein? Ich las Ihr Inserat, als ich heute früh mit meinem lieben Mütterchen am Kaffeetische saß. Wie ein geistler Blitz durchzuckte es mich! Ich fand keine Ruhe — meine Ruhe ist hin, mein Herz ist schwer, wie schon unser Altvater Goethe so treffend sagte. Ja, ich bin das Heimchen am Herd, was Sie suchen. Ich bin das moderne Mädchen aus der guten, alten Zeit, das nichts übrig hat für freche Flirts, sinnlosen Sport und dergleichen unweibliche Sachen. Meine sehnlichste Sehnsucht ist ein kleines trautes Heim mit einem guten, charakterfesten Mann und vielen, vielen Kindern. Wenn ich diesen Mann finde, will ich immer sein kleiner Sonnenschein sein. Sind Sie es, den mir Gott schickt? Ich schließe Sie auf alle Fälle in mein kleines Abendgebet ein und hoffe zitternden Herzens auf einige Zeilen von Ihnen. In scheuer Scham —“

Schreiben drei:

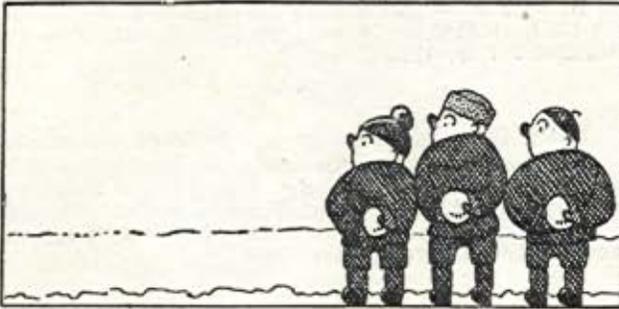
„Lieber Freund! Wenn Sie Lust haben, machen Sie mir die Freude, eine Tasse Tee bei mir zu nehmen. Sie suchen die moderne, gut aussehende Frau, die junge, schöne Witwe mit Eigenheim und Telefonanschluß. Ich bin der Typ, den Sie brauchen. Schlanke, raffig, elegant, sympathische Rotblondine und in den Dingen der großen Welt nicht unerfahren. Das Herz scheidet natürlich bei unseren Beziehungen aus, wenn ich Sie recht verstehe. Dafür darf ich wohl auf einen nur gutsitulierten Herrn hoffen. Ganz die Ihre —“

Schreiben vier:

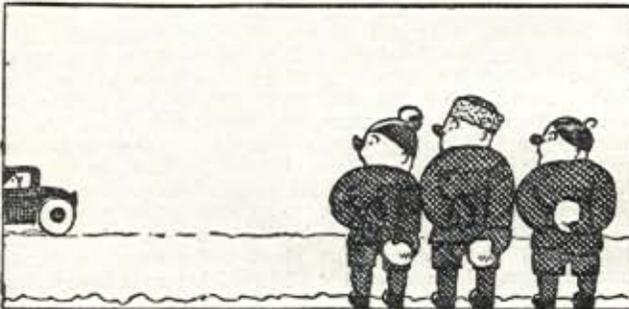
„O Herr, sind Sie der Mann, der gleich mir das Rauschen des Waldes, das Singen der Sonne und die brausende Sinfonie der Kunst liebt und es vermag, in der Arbeit des Tages die Schönheit zu erkennen?? Helfen Sie mir den Alltag zu verschönen, Kerzen an den Baum des Lebens zu stecken und mir das Glück zu schenken, das mein armes, weidwundes Herz bisher in der materiellen Welt vergeblich suchte.“

— Den Dreiundfünfzigjährigen ruft der Kaiser noch einmal. Das Heer zieht über die Alpen. Widerwärtigkeiten stellen sich ein. Aber noch beirren sie den Kriegsgewohnten nicht. Doch die Truppe ist ausgehungert, abgerissen. Die verbündeten Spanier murren und tragen Unzufriedenheit in die eigenen Reihen. Da versagen auch die deutschen Soldaten. Sie verlangen Lohn auf der Stelle, sonst wollen sie den Kampf verweigern. Zum erstenmal in seinem Leben gelingt es Frundsberg nicht, seine Leute wiederzugewinnen. Da rührt den alten kriegsmüden Mann der Schlag. Diese Enttäuschung konnte er nicht überleben. Ein Soldatenleben ist abgeschlossen.

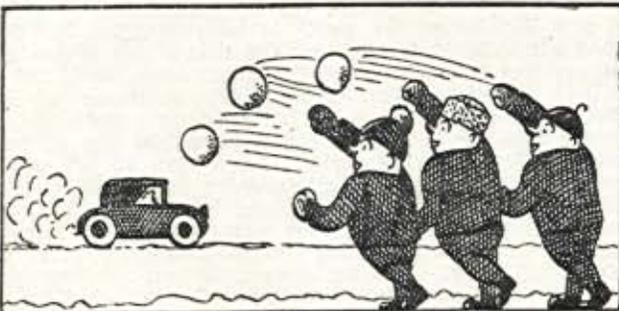
Das Kleinauto



Die Kugeln auf dem Rücken, so lauern diese Drei Ein Opfer zu erblicken für ihre Schieberei.



Schon kommt da auf der Straße ein Auto angepufft. Der Fahrer reißt die Nase großmächtig in die Luft.



Wie fein ist das Vergnügen, wenn man das Ziel erwischt. Die feuchten Bälle fliegen, so daß es richtig regnet.



Und aus des Schneebergs Mitten hört man den Fahrer schreien: So ein paar Bälle schütten ein ganzes Auto ein.

Auch unsere Vorfahren waren Sportsleute

Wenn wir heute vom Sport der Vergangenheit sprechen, dann haben wir wohl immer die olympischen Spiele der Griechen vor Augen, weil wir sie aus Beschreibungen und hundert-



ten von alten Darstellungen genauer kennen. Aber wie war es denn eigentlich mit unseren eigenen Vorfahren? Kannten die keinen Sport um des Sports willen, keinen Sport nur aus Freude an der körperlichen Betätigung und Geschicklichkeit? — Bilder sind uns nicht erhalten aus der germanischen Vorzeit. Doch mag das seinen Grund darin haben, daß die Gerätschaften, auf denen wir wohl geschickteste Darstellungen vermuten dürfen, nicht wie im Mittelmeerkreis aus Metall und Stein, sondern aus Holz wa-

ren, und also die Jahrhunderte nicht überdauern konnten. Ebenso werden die Darstellungen, die die Wände der hölzernen Hallen schmückten, verloren gegangen sein. — So müssen wir uns denn mit der mündlichen Ueberlieferung begnügen. Aber in ihr finden wir auch reichlich Stoff genug. — In hohen Ehren scheint bei den alten Germanen das Wandern gestanden zu haben. Wie hätte sonst die Edda dem Allvater Odin den Beinamen „Gangrad“ und „Wegtam“ gegeben, was soviel wie der „Weggewohnte“ bedeutet? Und der junge Siegfried, der fröhlich wandernd von Kanten nach Burgund kam (wir wissen jedenfalls keinen anderen Grund seines Kommens), beginnt seinen Aufenthalt am Königshof damit, daß er sich mit den drei Brüdern und Hagen im Steinschleudern mißt. Auch Brunhilds Freier mußten erst ihre Kunst im Stein- und Ebeerwurf und im Weitsprung beweisen. — Aus einigen Stellen der alten Ueberlieferung geht deutlich hervor, daß es sich hier nicht um „Berufsvort“, wie wir heute so wenig schön sagen, handelte. Denn aus welcher Zweckmäßigkeit hätte wohl einer der nordischen Könige mit seinen Dolchen Fangball gespielt, wie erzählt wird: „er ging außerhalb der Wände auf dem Vordrand entlang, während seine Mannen ruberten, und spielte mit drei Dolchen, so daß immer einer in der Luft war und der Griff je eines in seinen Händen!“ — Sogar eine Art nordischer Olympiade scheint es gegeben zu haben, denn in der Gallsaga steht zu lesen: „Ein Ballspiel für jedermann war auf Weisfelden zu Anfang des Winters angesetzt und von weither aus der Gegend besuchten es die Leute.“ Da die Mannschaften nach festen Regeln aufgestellt und ausgewählt wurden, muß man annehmen, daß es sich um ein richtiges Kampfspiel gehandelt hat.

Maschinen als Bankbeamte

Es gibt eine Einrichtung, die man als Maschinenbank ansprechen könnte. Das ist das Postfachamt der deutschen Reichspost, in dem wirklich Maschinen die Denkarbeit eines



richtigen Bankbeamten verrichten. Im Berliner Postfachamt beispielsweise laufen 630 Maschinen in den Riefensälen, überwacht und mit Arbeit gefüttert von rund zweitausend Angestellten. — 169 000

Stammkunden werden da versorgt, allein 3000 Menschen finden sich durchschnittlich ein, um Geld in bar abzugeben. Ungefähr über eine halbe Million Ueberweisungen, Zahlkarten und Zahlungsaufweisungen werden Tag für Tag durchgearbeitet. Lose Kontoauszüge laufen durch die Konto- und Addiermaschinen, selbsttätig sverrt der Automat ein überzogenes Konto. Auch in ausländische Währung rechnet die Maschine um, nachdem der jeweilige Kurs auf einer Skala eingestellt ist. Allenthalben sind weitgehende Sicherungen eingeschaltet, um vor Irrtümern zu schützen. So wird jeder geleerte Briefumschlag zur Kontrolle durchleuchtet, jede Kundenunterschrift mit dem Original verglichen. Und trotzdem arbeitet der ganze Betrieb mit einer Schnelligkeit, die erst ihresgleichen finden soll.

Verjüngungskur vor 1800 Jahren

Hand aufs Herz: wenn wir auch nicht zu hoffen wagen, daß wir dem Knochenmann in alle Zukunft entgehen können, so möchten wir ihm doch am liebsten erst nach Ablauf



von vielleicht hundert Jahren begegnen. Und so gab es zu unserer Zeit Leute, die ließen sich Affendrüsen einsetzen und nannten das eine Verjüngungskur. Aber der Leibarzt Kaiser Nero war schon beinahe ebenso schlau. Er braute aus siebzig Substanzen ein Elixier, daß die ewige Jugend erhalten und außerdem ein Univerfalmittel darstellen sollte. „Theriac“ taufte er es. Worin liegt nun wirklich der Unterschied gegen heute? — Aber sehen wir einmal vom Aberglauben ab. Unsere heutige Medizin hat aus wissen-

schaftlicher Kenntnis heraus die Erfahrungslehre der Alten wieder weitgehend schäben gelernt. Waren Heilfunder und Arzneimischer anfangs dieselbe Person, so änderte sich das mit dem Entstehen der ersten Universitäten. Damals sonderte sich die Gruppe der Kräuterhändler und Arzneihändler von der der Ärzte ab und nannte sich Apotheker. Der Laden wurde zur „lateinischen Küche“ und schmückte sich mit einem Schauer und Ehrfurcht einflößenden Brimborium. Nach Paracelsus erlernte man dann auch die Weingeistbereitung und begann zu destillieren und zu brauen. Hindige Apotheker stellten fest, daß es doch sicher günstiger sei, den Patienten diese neuen flüssigen Arzneien in einem kleinen Nebenraum gleich an Ort und Stelle zu kredenzen. Es gibt ein Verbot der Kasseler Ratsherren, nach dem in den Apotheken, „des Sonntags, namentlich unter der Prediat, kein Gefäße gestattet werden solle.“ Allmählich tritt dann eine Spaltung ein, die Geistärzte gehen wieder eigene Wege und auch die Wachs- und Zuckerbrennerei macht sich selbständig. So bildete sich nach manchen Irr- und Wirrnissen unser heutiger Apothekerstand.

Geschichten aus dem Pflanzenreich

Wenn wir bewundernd vor alten Baumriesen stehen, die an die tausend Jahre alt sein mögen, dann freuen wir uns wohl über den mächtigen Stamm, den fünf Mann nicht um-



spannen können, und bestaunen die riesigen Wurzeln, die sich wie eiserne Klammern um Steinblöcke dresen und mächtige Felsbrocken mittendurch-swingen. Aber wer ahnt die wirkliche Kraft, die in solch einem wachsenden Baum steckt?

Bereits eine 10 Zentimeter dicke und 1 Meter lange Wurzel übt einen Druck von etwa 6000 Kilogramm aus. Und das ist noch gar nichts gegen die Herculeskraft des ganzen Baumes. Ein Druck von 10 bis 15 Kilogramm auf jeden Quadratcentimeter der Oberfläche ist nötig, um das Wachstum eines Baumes auch nur zu verlangsamen. Das entspricht etwa dem inneren Druck eines Dampfkessels. — Rechnet man um, so kommt man zu dem phantastischen Ergebnis, daß ein Baum von 1 Meter Dicke und 5 Metern Höhe einen Gegendruck von zwei Millionen Kilogramm noch überwinden kann. — Auch so etwas wie Sinnesorgane haben die Pflanzen, wenn sie auch natürlich nicht wie bei Mensch und Tier geartet sind. Die Knospe, die im Frühjahr das Licht sucht, ist von einer Hülle schützender Blätter umgeben: lichtempfindliche Nerven durchziehen die Spitze und leiten auf dem Weg zum Licht. Man schneidet diese obersten Blütenspitzen ab. Da irrt die Knospe wie erblindet un-schlüssig tastend im Raum umher. Dem äußersten Milli-meter Blattspitze glaubt man 160 mal soviel Lichtempfindlichkeit zuschreiben zu können, wie dem zweiten, und dem wieder 1800 mal soviel wie dem dritten Millimeter.

Der Briefkasten-Onkel

gibt jedem unserer Leser gegen Vorlegung der Abonnementsquittung durch die Zeitung, aber auch schriftlich und mündlich, kostenlose Auskunft.

Wieviel Häuser und Einwohner hatten die Städte Annaberg, Buchholz, Geyer, Johanngeorgenstadt, Jöhstadt, Scheibenberg, Schwarzenberg, Ober- und Unterwiesenthal im Jahre 1800?

Im Jahre 1800 hatten Häuser bezw. Einwohner: Annaberg 592 H., 4223 E. — Buchholz 183 H., 1478 E. — Geyer 220 H., 1775 E. — Johanngeorgenstadt 364 H., 2610 E. — Jöhstadt 192 H., 1272 E. — Scheibenberg 158 H., 704 E. — Schwarzenberg 178 H., 1264 E. — Oberwiesenthal 197 H., 1516 E. — Unterwiesenthal 207 H., 1183 E. —

Welche Orte gehörten früher zum Kreisamt Schwarzenberg?

Zum obererzgebirgischen Kreisamt Schwarzenberg mit Crottendorf gehörten 8 Städte, 25 Dörfer, 8 Freihöfe, 15 Eisenhammerwerke und 73 einzelne Güter und Häuser. Die Städte sind Schneeberg, Schwarzenberg, Aue, Eibenstock, Reustädtel, Scheibenberg, Oberwiesenthal, Unterwiesenthal.

Wie wurde denn in früherer Zeit der „Bogelsteller“ getanzt? Meine Großmutter hat mir erzählt, daß dieser Tanz früher sehr beliebt in unserem Erzgebirge gewesen ist.

Ihre Großmutter hat ganz recht. Der Bogelsteller ist ein echter erzgebirgischer Tanz gewesen. Seine Entstehung hängt wohl mit der Reigung des Erzgebirgiers zusammen, die er schon immer für das Bogelstellen gehabt hat. Man mochte unsere Heimat früher durchwandern wie man wollte, so konnte man selten ein Haus antreffen, in dem nicht wenigstens ein Singvogel zu finden wäre. Hier findet man ein inniges, liebevolles Verhältnis zwischen Mensch und Vogel. Wenn bei der Anspruchslosigkeit der ärmeren Bewohner des Erzgebirges oft zwei, nicht selten drei Familien im engen Stübchen friedlich beieinander wohnen, so hat man doch immer noch Raum genug, um einen Käfig anzubringen; selbst unten an dem Ofen und an der Ofenbank hat man solchen mittelst eines einfachen Gitters hergestellt. Man kann aber auch Finken, Meisen oder Ammern frei im Zimmer umher hüpfen sehen. Der Erzgebirger hat keine Lieblinge, hauptsächlich Hänfling, Zehlfeld, Stieglitz, Edelstink, Kreuzschnabel (oder Krönig, Grinig) und Gimpel. Im oberen Gebirge, von der vogtländischen Grenze an bis zum Sandsteingebirge, wurde in früheren Zeiten das Bogelstellen mit Leidenschaft getrieben; auf kleinen und großen Heerden, auf dem Leim und im Reisenkasten, sowie im Winter und im Frühjahr auf dem Raschheerde, Köhler, Holzhauer und Stockröder umstellen ihre Wertplätze fast immer mit Lockvögeln, und wenn der Winter kommt, so richten sie Gimpel und Finken ab und verkaufen sie in den Niederlanden. Nun hat sich auch ein Tanz entwickelt, der sich in Bewegung der Figuren so zusammenstellte, wie die Bogelsteller ihren Fang lockten. Der Bogelsteller war eine Zusammensetzung von Fiarentanz und Rundtanz. Der Burche lockt das Mädchen bei Gegenüberanz durch Vor- und Zurück-, Rechts- und Linkstanz, Winken mit dem Finger usw., bis sie sich nach einer Anzahl von Tritten vereinigen und einen kurzen Rundtanz ausführen.

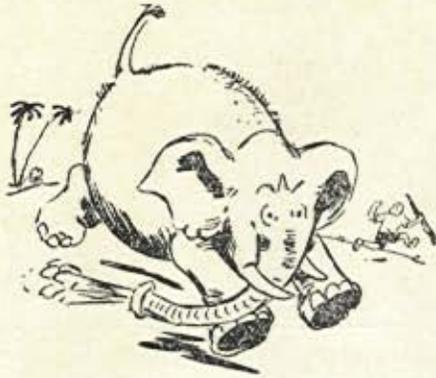
Woran kann es liegen, daß Schweine oft das beste Futter verschmähen, das man ihnen vorsetzt?

Wenn Schweine selbst das beste Futter nicht anrühren, ist ihr Gebiß daraufhin zu untersuchen, ob nicht vielleicht sogenannte Wolfszähne vorhanden sind, durch welche sie im Beißen des Futters gehindert werden. Diese fehlerhaften Zähne müssen mit einer Zange abgetrennt werden. Ein Futterwechsel ist dann immer angezeigt. Man gibt den Tieren gelegentlich auch etwas Kohlenstaub ins Futter oder legt ihnen ein Stück Kafen, Erde oder Bauschutt in den Stall, in dem sie herumwühlen können.

Ist der Afrikaforscher Dr. Carl Peters nach dem Kriege in England gestorben oder vor dem Kriege ermordet worden?

Der Afrikaforscher Dr. Carl Peters starb nach dem Kriege in England (1918).

Humor in Wort und Bild



„Ganz großer Schund, dieser neue Geldstecher, ich kann nichts weiter sehn als eine graue Masse, Willy!“



Karneval
„B - b - bitte um Feuer!“



Nach dem Maskenball
„Kunirunde, bring' mal schnell den Büchsenöffner, ich kann den Harnisch nicht über'n Stopf bringen.“



Unmöglich
„Na, was hat Deine Frau gesagt, als Du gestern Abend so spät nach Hause gekommen bist?“
„Kannst Du zwei Stunden hier stehenbleiben?“
„Nein, natürlich nicht.“
„Ja, dann kann ich's Dir nicht erzählen.“



Rache
„Der Bitterlee in der Mansarde hat wohl allerhand Korrespondenz, was, Herr Postrat?“
„Ne - mit dem habe ich mal Krach gehabt und seitdem schreibt er sich jeden Tag eine Ansichtskarte.“



Wenn die Wasserleitung eingefroren ist!



Wersch
34.

Zuviel

„Tag, Schulze, Mensch, daß man Sie mal wieder trifft. Aber Sie haben sich mächtig verändert.“
 „Ich beiße gar nicht Schulze.“
 „Donnerwetter, Namen auch geändert?“



TEK

Ein Zugeschnöpfer und ein Eisenbergsiger



Begegnung mit dem Chef: „Guten Tag, Herr Direktor!“



Ferienkarte

„Anbei sende ich Dir meine erste Aufnahme neben dem Denkmal Anton des Gewaltigen, mit Selbstauslöser — — Anton der Gewaltige auf dem Bilde links! Gruß Dein Anton.“



Der Bauberksflüster hat den feilschen Zolinderhut zur Hochzeitsfeier aufgesetzt.



Zwanzig Grad Kälte

„Sie brauchen gar nicht zuzudecken, Herr, ich hab' die Marie schon geseh'n!“